

Helke Rausch

Liberalismus und Nationalsozialismus bei Ernst Jäckh

– liberaler Phoenix, Grenzgänger und atlantischer „Zivil-Apostel“

Momentaufnahme einer inszenierten Beziehungsgeschichte: Jäckh und Hitler in Berlin, April 1933

In seiner Eigenschaft als langjähriger Leiter der Deutschen Hochschule für Politik in Berlin 1920 bis 1933 kam Ernst Jäckh 1933 zu seinem unmittelbarsten Direktkontakt mit dem neuen Regime und seinem „Führer“. Jäckh stand unter akutem Handlungsdruck, sich gegenüber den neuen Machthabern zu positionieren. Während er in seinen Memoiren und andernorts ein hagiographisches Bild von seiner eigenen Überlegenheit und Widerständigkeit im Umgang mit Hitler zeichnete, demzufolge er phoenixgleich als standhaft liberaler Regimegegner dem Diktator entgegentrat,¹ konnte er trotz dieser auf den Erhalt der Hochschule zielenden Unterredung seine Institution nicht halten. Wie auch immer Jäckhs Beziehungsstrategie gegenüber dem NS Anfang 1933 ausgesehen haben mag, sein Kalkül schlug gründlich fehl. Er musste das übergriffige Regime gewähren lassen. Die offizielle Gleichschaltung der Hochschule zog sich zwar noch bis 1937 hin, bevor das Institut als Reichsanstalt firmieren und schließlich 1940 den „Auslandswissenschaften“ als dezidierten NS-Politikwissenschaften zugeordnet werden sollte.² Schon zuvor aber löste Jäckh den Verein Deutsche Hochschule für Politik e.V. Ende April 1933 auf.³

These und Argument

Die Symptomatik des Direktkontakts zwischen dem Liberalen Jäckh und der NS-Führung besteht nicht so sehr in einem vordergründigen Lackmustest für Jäckhs liberalen Widerstands-

¹ Jäckh tischte nach verschiedenen Seiten hin eine ominöse Widerstandsgeschichte auf. Die Selbstheroisierung in seinen Memoiren kippt fast zur Farce, vgl. etwa Ernst Jäckh: *Weltsaat. Erlebtes und Erstrebtes*, Stuttgart 1960, S. 129–139. Unter anderem behauptete er, die Ermordung Hitlers erwogen, ihm dann aber keinen Märtyrertod gegönnt zu haben, vgl. ebd., S. 131. Auch habe Hitler versucht ihn, Jäckh, als ausgewiesenen Regimegegner, zu beeindrucken, vgl. ebd., S. 132. Jäckh diktierte den Memoiren zufolge auch die „Tagesordnung“ des Gesprächs, vgl. ebd.

² Zur Hochschule bis 1933 vgl. v. a. Steven D. Korenblat: *A School for the Republic? Cosmopolitans and Their Enemies at the Deutsche Hochschule Für Politik, 1920-1933*, in: *Central European History* 39.3 (2006), S. 394–430.

³ Vgl. Ernst Jäckh an Theodor Heuss am 3.5.1933, in: Theodor Heuss, *In der Defensive. Briefe 1933–1945*, hg. und bearb. von Elke Seefried, München 2009, S. 146, Anm. 1.

willen. Wenn liberaler Widerstand bedeutete, zumindest eine klare Haltung gegenüber dem NS zu formulieren und dabei Schikanen zu riskieren,⁴ so wird Jäckh dieser kleinen Gruppe nur zuzurechnen sein, sofern die Entscheidung für das Exil als alternativlos empfundene Zwangsmigration galt. Den Lackmustest hätte Jäckh, wenige Wochen nach seiner Begegnung mit Hitler ins Exil ausweichend, dann womöglich bestanden. Die Testfrage erscheint so aber zu vordergründig gestellt und nicht historisch belastbar.

Stattdessen soll entlang von Jäckhs Positionierungen bis 1933 in Deutschland (1), ab 1933 im Exil (2) und in den 1950er Jahren in der Bundesrepublik (3) gezeigt werden, mit welchen Erfahrungen, Positionen und Erwartungen Jäckhs Liberalismus jeweils imprägniert war und welche Handlungsspielräume er für sich dementsprechend bis und nach 1933 sah.

(1) Jäckhs Haltung gegenüber dem NS während der voranschreitenden 1920er Jahre und bis 1933 war dreifach geprägt: von einem eigenwillig-internationalistischen Vernunftrepublikanismus, einem massiven kulturimperialistischen Nationalismus und vom Konzept eines revanchistischen Wissenschaftsinternationalismus. All dies bewog Jäckh dazu, die Bindekraft der Weimarer Demokratie erst gar nicht zu thematisieren oder sie jedenfalls nicht zuallererst in einem Set unveräußerlicher Werte oder einer pluralen Praxis zu sehen, sondern aus der Perspektive einer teils emphatischen, teils strategischen „internationalen Politik“. Der kritische Blick auf die totalitäre Übergriffigkeit des NS, die sich bis zum Frühjahr 1933, als Jäckh Deutschland verließ, durchaus schon angekündigt hatte, blieb demgegenüber für ihn zweitrangig. Daraus entstanden die prekären Abgrenzungsnöte von 1933.

(2) Zuerst ab Frühsommer 1933 in Großbritannien und schließlich ab 1939 in den USA im Exil, bewies Jäckh eine stupende Flexibilität. Er verstand es, sich in den ganz unterschiedlichen britischen und US-amerikanischen Systemkontexten „liberal“ zu positionieren und damit jene „adaptability“ unter Beweis zu stellen, die den Liberalismus im 20. Jahrhundert im Angesicht extrem antiliberaler Regime resilient gemacht hat.⁵ Die Spielräume, die ihm das Exil und damit auch der US-amerikanische Cold War Consensus Liberalism boten – nämlich die Umdeutung seines kulturimperialistischen Kriegsnationalismus zur Türkeiexpertise und zur area studies-Kompetenz für die US-amerikanische Außenpolitik –, nutzte er seit den

⁴ Vgl. Jürgen Frölich: Opposition und Widerstand auf liberaler Grundlage, in: Peter Steinbach / Johannes Tuchel (Hg.): Widerstand gegen die nationalsozialistische Diktatur 1933–1945, Bonn 2004, S. 167–184.

⁵ Vgl. Tony Judt: Postwar: A history of Europe since 1945, New York 2006.

1940er Jahren für seine eigenen Themen und Zwecke, aber ohne dezidiertes Liberalismusbekenntnis aus.

(3) Aus alledem erwuchs nach 1945 kein starker Liberalisierungsimpuls für das neue demokratische Nachkriegsdeutschland. In dieser letzten biographischen Phase, als Jäckh während der 1950er Jahre sporadisch noch einmal aus den USA in die junge Bundesrepublik zurückkehren sollte, verkörperte er den Typus des „exilierten Liberalen“, der im Kategorienspektrum der historischen Exilforschung bislang wenig sichtbar ist. Der doppelten Transformation im angloamerikanischen Exil der 1940er stand jetzt eine auffällige retrospektive Starre während der 1950er Jahre gegenüber. Wo das angloamerikanische Potential andere deutsche Exilantenbiographien zwar nicht selten unter Druck setzte, häufig aber liberal beflügeln konnte, verpuffte bei Jäckh vieles, weil er sich einer kritische Retrospektive auf die Rolle des deutschen Liberalismus gegenüber dem NS nach 1933 weitgehend verschloss.

(1) Jenseits des inszenierten Showdown: Imprägnierungen und Taktiken des liberalen Grenzgängers Jäckh bis 1933

Orientiert am eingangs geschilderten Beziehungsmoment, an der Begegnung von Jäckh mit Hitler am 1. April 1933, aber jenseits seiner autobiographischen Stilisierung zu einer Art showdown, lassen sich – wenn auch etwas schematisch – außenpolitischer Vernunftrepublikanismus (a), Kulturimperialismus (b) und eine szientistische transatlantische Wissenschaftsdiplomatie (c) als die drei entscheidenden Imprägnierungen von Jäckhs Liberalismus vor 1933 beschreiben. Sie prägten ihn in der Unterredung mit Hitler ebenso wie in seiner Entscheidung zum Exil.

(a) Noch kurz vor seinem Treffen mit Hitler ging Jäckh im März 1933 davon aus, Absprachen mit den Nationalsozialisten treffen zu können, die der Hochschule eine politikferne Nische garantieren sollten. Er spekulierte darauf, sich den totalitären Zudringlichkeiten der neuen Machthaber mit Verweis auf das bei ihrer Gründung 1920 noch maßgebliche „Überparteilichkeits“-Ethos der Hochschule zu entziehen.⁶ Theodor Heuss teilte und billigte Jäckhs Strategie. Auch er hoffte auf Absprachen mit dem NS-Regime unterhalb der Gleichschaltungsebene und pflegte die Fiktion einer Nische für propagandaferne Wissenschaft, die selbst

⁶ So Jäckh am 23. März 1933, Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz, Berlin/Dahlem (GStA PK) I. HA Rep. 303 Bd. 172.

nach der Machtergreifung möglich bleibe. Die Diskriminierung und Exklusion jüdischer und missliebiger Wissenschaftler an der Hochschule hielt er ähnlich wie Jäckh zumindest zu einem Zeitpunkt, als deren Ausmaß noch nicht absehbar war, für notfalls unvermeidlich.⁷

Für die Diagnose von Jäckhs Liberalismus erscheint diese Nischenfiktion symptomatisch. Sie passte gut zu Jäckhs Vernunftrepublikanismus,⁸ demzufolge es eben gerade nicht die Aufgabe der Liberalen an der Hochschule oder andernorts in der Weimarer Gesellschaft war, eine Art Demokratiekern zu verteidigen, der die unhintergehbare Voraussetzung für ein liberales, meinungsoffenes Milieu darstellte. Jäckhs politische Überlegungen und Bekenntnisse richteten sich stattdessen, nicht anders als vor und während des Ersten Weltkrieges auch, während der Weimarer Jahre fast ausschließlich auf die Frage der internationalen Weltordnung und die Rolle Deutschlands in der europäischen und internationalen Nachkriegsordnung. Zustand und Entwicklungsziel der inneren Ordnung, Fragen nach den klassischen Versprechen und Normen liberaler Gesellschaftsvisionen wie politische Partizipation, individuelle Rechtsgarantien und soziale Verfasstheit klangen dagegen kaum an.⁹ Thematisierte Jäckh – selten – die innenpolitische Ordnung der Weimarer Republik, dann erschien als deren Kristallisationskern fast ausschließlich der Zwang zum überparteilichen Konsens zugunsten einer ‚internationalen Außenpolitik‘ und einer langfristigen völkerrechtlichen Aufwertung Deutschlands.¹⁰ Unter diesen Denkvoraussetzungen eines außenpolitischen Vernunftrepublikanismus war tatsächlich die Nischenfiktion im Blick auf die Hochschule für Jäckh plausibel: So lange Wissen produziert würde, dass dem – mit der NS-Ideologie allerdings nicht deckungsgleichen – außenpolitischen Kalkül Jäckhs entsprach, war er zu Arrangements auch im systemischen Graubereich bereit.

Die Nischenfiktion setzte sich im Übrigen auch über die zeitgenössisch mögliche Einsicht hinweg, dass die Hochschule längst vor 1933 mindestens in Gestalt des Politischen Kollegs an vielen Stellen bereits rechtskonservativ bzw. völkisch überformt war. Über das Kolleg stießen nämlich etwa mit Martin Spahn mitbestimmungsberechtigte Kollegen zur Hochschule,

⁷ Vgl. Theodor Heuss an Friedrich Mück, 14. März 1933, in: Heuss, In der Defensive, S. 118–122, hier S. 119: „Wenn wir unter das Ministerium Goebbels kommen, macht das uns sicher kaputt. Wenn begriffen wird, dass Wissenschaft etwas anderes ist als Propaganda, mag es gehen, aber vielleicht mit personellen Opferungen.“

⁸ Vgl. Andreas Wirsching / Jürgen Eder (Hg.): Vernunftrepublikanismus in der Weimarer Republik. Politik, Literatur, Wissenschaft, Stuttgart 2008.

⁹ Vgl. Ernst Jäckh: Deutschland. Das Herz Europas. Nationale Grundlagen internationaler Politik, Berlin/Leipzig 1928.

¹⁰ Vgl. ebd., S. 102, 113.

die den wenig später so genannten „Auslandswissenschaften“ zuarbeiteten.¹¹ Mit Jäckhs Nischenfiktion von 1933 war diese Sachlage kaum vereinbar.

(b) Anders als in den Memoiren geschildert, signalisierte der Liberale Jäckh 1933 in Berlin seinen nationalsozialistischen Verhandlungspartnern gegenüber weiter reichende Verhandlungsspielräume. Er schloss Arrangements mit dem antiliberalen Regime nicht aus, erwog, den Lehrbetrieb an der Berliner Hochschule ganz der staatlichen Aufsicht zu übergeben und die Forschungsarbeiten zugunsten „auslandswissenschaftlicher“, sogenannter „weltpolitischer“ Themen zu öffnen.¹² Damit aber bewarb Jäckh seine Institution den Führern des NS-Regimes gegenüber eben nicht mehr ausdrücklich vom überparteilichen Gründungskonsens her, der 1920 die Hochschule zu einem Prestigeobjekt der Weimarer Koalition gemacht hatte. Stattdessen erwog Jäckh Grenzgänge in Richtung auf eine rechtskonservative Überformung des ehemaligen Hochschulprogramms. Die Beziehung zwischen dem Liberalen und der NS-Führung schien demzufolge in diesem Moment offener, als es zu einem Widerstandsnarrativ passen konnte.

Jäckhs Vermittlungskurs und situative Beziehungsfähigkeit gegenüber dem NS rührte von seiner anhaltenden Verankerung im kulturimperialistischen Kriegsnationalismus der Vorkriegs- und Weltkriegsjahre her. Denn tatsächlich war Jäckh nicht nur den Prinzipien eines imperialistisch-expansiven, militärisch und protestantisch grundierten deutschen Nationalismus verpflichtet.¹³ Er hatte darüber hinaus auch Friedrich Naumanns „Mitteleuropa“-Idee von 1915 verinnerlicht und schielte auf eine deutsche Kulturhoheit und politische Kontrolle über das multiethnische „Mitteleuropa“. Jäckh folgte nicht den antisemitischen Annexionisten, für die die aggressive Ostexpansion Deutschlands schwache Kolonialmacht kompensie-

¹¹ Vgl. Martin Spahn: Bericht über das Politische Kolleg, seine Art und Tätigkeit in den Jahren 1920/25, in: Mitteilungen des Politischen Kollegs 2 (1925), S. 14–20.

¹² Vgl. aus der dichten Korrespondenz Jäckhs mit den Philanthropen zum Beispiel das Schreiben Jäckhs an seinen Kontaktmann im Pariser europäischen Büro der Stiftung, John van Sickle am 7. April 1933 und van Sickle's Notiz an den Direktor der New Yorker Social Sciences-Abteilung der Rockefeller Foundation, Edmund E. Day vom 30. März 1933, Rockefeller Foundation Archives Tarrytown/New York (RFA), RG 1.1 717 S Box 19 Folder 177.

¹³ Vgl. Wolfgang Hardtwig: Friedrich Naumann in der deutschen Geschichte, in: Jahrbuch für Liberalismusforschung 2011, S. 9–28, hier S. 21–23. Zu den vielen Signalen von Jäckhs massiver Selbstmobilisierung 1914 zählt u. a. die Reihe politischer Flugschriften, die er seit 1914 unter dem Titel „Der Deutsche Krieg“ in der Stuttgarter Verlagsanstalt herausgab, vgl. u. a. deren erstes Heft: Paul Rohrbach: Warum es der Deutsche Krieg ist, Stuttgart/Berlin 1914.

ren sollte. Er dachte ethnisch inklusiver und universalistischer.¹⁴ Dennoch nutzte er in der Beziehungskonstellation mit dem NS 1933 dieses inkohärente Gedankenerbe des deutschen Liberalismus. Er beschritt absichtsvoll den schmalen Grat zwischen der moderat-imperialistischen, wenn auch dezidiert nicht-rassistischen Naumannschen Mitteleuropa-Idee und ihrer – von Jäckh eigentlich so nie mitvollzogenen – aggressiv-expansionistischen Umdeutung durch die deutsche Rechte seit Kriegsende. Aus diesem Grund hielt sich Jäckh gegenüber den „auslandswissenschaftlichen“ Avancen von 1933 zunächst offen. Am Ende allerdings zog er zurück. Die kulturimperialistische Imprägnierung hatte Jäckh ein Stück weit anpassungswillig gemacht. Zur Komplizenschaft verleitete sie ihn am Ende aber nicht.

(c) Schwenkt man ein letztes Mal auf die Szene des Treffens zwischen Jäckh und Hitler in Berlin im April 1933, dann wird ein dritter Aspekt deutlich: Nach einem Arrangement mit den neuen Machthabern suchte Jäckh nicht zuletzt, um die beträchtlichen Zuwendungen der US-amerikanischen Rockefeller-Stiftung und des Carnegie Endowment for International Peace für die Berliner Hochschule zu sichern. Seit Mitte der 1920er Jahre hatten die Philanthropen ausgedehnte Vortragsreisen Jäckhs in den USA gesponsert.¹⁵ Auch hatte Jäckh sie für Forschungsprojekte und einen Carnegie Chair for International Relations and History gewonnen und wollte ihnen gegenüber nun 1933 die Zukunftsfähigkeit seiner Institution jenseits des Systemwechsels von 1933 demonstrieren.¹⁶

Der transatlantische Nexus, der auch für Jäckhs Haltung gegenüber dem NS eine Rolle spielte, gehörte wiederum unmittelbar zu Jäckhs spezifischem Liberalismus der 1920er und 30er Jahre: Die engen Stiftungskontakte hatte er nicht nur als Hochschulleiter geknüpft. Internationales Renommé trug ihm auch sein Aktivismus für die Deutsche Liga für Völkerbund seit 1918 ein. In dieser Funktion forderte Jäckh, staatsnah im Umfeld des Auswärtigen Amtes, einen deutschen Beitritt zum Völkerbund für den Fall, dass die Liga reformiert und für deutsche Interessen geöffnet würde. Zugleich grenzte sich Jäckh hier deutlich ab vom zeitgenös-

¹⁴ Vgl. Eric Kurlander: *Between Völkisch and Universal Visions of Empire: Liberal Imperialism in Mitteleuropa, 1890–1918*, in: Matthew Fitzpatrick (Hg.): *Liberal Imperialism in Europe*, London 2012, S. 141–166.

¹⁵ Vgl. Berliner Tagblatt, 9.12.1926 (Jäckhs neue Vortragsreihe); Boston Daily Globe, 9.12.1926 (Dr. Jackh talks on 'New Germany').

¹⁶ Vgl. Van Sickles Memo über sein Gespräch mit Jäckh am 18. Juli 1933, RFA RG 1.1 717 S Box 19 Folder 178.

sischen Verdikt rechtskonservativer Parteien und der extremen Linken, für die der Völkerbund nur zu einer Deutschland gängelnden Versailler Infrastruktur zählte.¹⁷

Demgegenüber verfocht Jäckh in der Liga nationale Interessen und, eine für Jäckh besonders wichtige argumentative Pointe, eine szientistische Diplomatie: Völkerrechtliche Expertise und überhaupt die wissenschaftliche Bearbeitung anstehender Sachfragen sollten das Projekt des Völkerbunds respektabel und konsensfähig machen.¹⁸ Ein „streng wissenschaftlicher“ Kommentar der Liga zum Friedensvertrag, so Jäckh, würde der deutschen Revisionsforderung eine Art unentrinnbare Rationalität verleihen.¹⁹ Ähnlich wollte Jäckh an der Hochschule eine zukunftsfähige politikwissenschaftliche Expertise produzieren lassen, die die Teilnahme Deutschlands an der Völkerbundgemeinschaft beschleunigen sollte.²⁰

Für Jäcks Argument waren die Stiftungskontakte essentiell. Denn die progressivistischen amerikanischen Liberalen in den Reihen der Rockefeller- und Carnegiestiftungen teilten diesen szientistischen Konsens. Auch sie vertrauten darauf, dass eine ausdrücklich wissenschaftsbasierte, rationale Politik Konflikte in der internationalen Politik optimal lösen könne und überhaupt ein wirkungsvolles Instrument zur Pazifizierung darstelle. Der philanthropische Szientismus speiste sich aus einer bis ins ausgehende 19. Jahrhundert zurückreichenden Emphase für die Sozialwissenschaften als Modernisierungsvehikel und, konkreter, für die international relations als hochgradig politikrelevante Wissenschaftsressource. Die amerikanischen Stiftungen wollten von jeher nicht nur die intellektuelle Kooperation quer über den Atlantik fördern. Sie hofften außerdem sozialwissenschaftlicher Expertise voranzuhelfen, die eine von alten Kriegsnationalismen gelöste, affektfreie Aushandlung der Nachkriegsweltordnung ermöglichen würde.²¹

¹⁷ Vgl. Ernst Jäckh: Die Gründung der Deutschen Liga für Völkerbund, in: Völkerbund. Monatsschrift der Deutschen Liga für Völkerbund 1 (1928), S. 18ff.

¹⁸ Vgl. Ernst Jäckh: Der Völkerbundgedanke in Deutschland während des Weltkrieges, Berlin 1929 und ders.: L'idée de Société des Nations en Allemagne pendant la guerre, in: Esprit International/The International Mind 3.11 (Juli 1929), S. 393–415.

¹⁹ Vgl. Jäckh an den Ministerialdirektor im Auswärtigen Amt Ernst von Simson am 18.7.1919, Politisches Archiv des Auswärtigen Amtes (PA AA) R 133810, zit. nach Joachim Wintzer: Deutschland und der Völkerbund, Paderborn 2006, S. 161.

²⁰ Vgl. Ernst Jäckh: Jahresbericht der Hochschule 1927, zit. nach ders.: Zur Gründung und Entwicklung der Deutschen Hochschule für Politik, in: ders. (Hg.): Politik als Wissenschaft. Zehn Jahre Deutsche Hochschule für Politik, Berlin 1930, S. 175–202, hier S. 199/200; vgl. auch ders.: Vorwort, in: ders. (Hg.): Politik als Wissenschaft, v–ix.

²¹ Vgl. Helke Rausch: Akademische Vernetzung als politische Intervention in Europa. Internationalismus-Strategien US-amerikanischer Stiftungen in den 1920er Jahren, in: Jahrbuch für Universitätsgeschichte 18

Jäckh teilte mit den Amerikanern dieses Bestreben, aus dem Wissenschaftsinternationalismus heraus zu einer politischen Kooperation zu gelangen. Als Exponent der Liga, besonders aber der Hochschule, blieb seine Agenda dabei dezidiert revisionistisch unterlegt.²² Seit dem Eintritt Deutschlands in den Völkerbund 1926 konzentrierte sich Jäckh zunehmend darauf, seine Kontakte zu den Stiftungen und seine öffentlichen Auftritte dafür zu nutzen, für ein Ende der deutschen Reparationsverpflichtungen zu werben, das allein Deutschland stabilisieren und vor „Hitlerismus“ und „Kommunismus“ schützen könne.²³ In der völkerrechtlichen Gleichstellung Deutschlands sah er darüber hinaus Anfang der 1930er Jahre die letzte und einzige Chance, den Aufstieg des Nationalsozialismus in einem Deutschland zu verhindern, das sich andernfalls von „moralischer Schuldsprechung“ gedemütigt und depraviert empfinden würde.²⁴

Der transatlantische Nexus beflügelte also Jäckhs Wissenschaftsinternationalismus in revisionistischer Absicht. Anders gewendet: der progressive Idealismus der amerikanischen Stiftungen erwies sich für Jäckh als Steilvorlage. In die Position, dies nutzen zu können, brachte er sich als dezidiertes Wissenschaftsinternationalist aber selbst. Dabei war Jäckh kaum daran interessiert, den Szientismus ausdrücklich liberal zu rahmen.

(2) Nachjustierungen: Jäckh im angloamerikanischen Exil seit 1933

Dass Jäckh die Direktkonfrontation mit dem NS 1933 beendete, indem er ins Exil ging, erwies sich als Defensive und Offensive in einem: Jäckh entzog sich – defensiv –, ohne das Hochschulprojekt und vor allem seine liberalen Vertreter halten zu können, aber er wusste – offensiv – angloamerikanische Plattformen zu nutzen, die er seinem Wissenschaftsinternationalismus verdankte. Das angloamerikanische Exil bot ihm dann neue Spielräume, leitete ihn aber nicht erkennbar zu einem diversifizierten Blick auf den NS an.

Konnte Jäckh auch in London seine Karriere verfolgen, so vor allem deshalb, weil er alte britische Kontakte in das recht heterogene Diskussionsmilieu des Internationalismus mobilisierte. Auf diesem Weg wurde er noch 1933 Direktor der New Commonwealth Society und Gründer des New Commonwealth Institute in London. Hier versuchte Jäckh seine Mission,

(2015), S. 163–186; dies.: Internationales Recht und Verständigungs-Internationalismus unter Druck: Politische Profile der Carnegie Men im Umfeld des Balkanberichts von 1914, in: *Comparativ* 24.6 (2014), S. 25–50.

²² Vgl. Ernst Jäckh: Die Politik Deutschlands im Völkerbund, Genf 1932, S. 7–51.

²³ Vgl. *Daily Boston Globe*, 14.12.1931, S. 17 (Warns of Peril in Squeezing Germany).

²⁴ Vgl. Ernst Jäckh: Die Politik Deutschlands, S. 29.

unmittelbar politiktaugliche Expertise produzieren zu lassen, weiterzuverfolgen.²⁵ Schon vor 1933 hatte Jäckh gemeinsam mit der New Commonwealth Society des britischen Pazifisten David Davies die Forderung unterstützt, eine internationale Polizeimacht einzurichten, die Konflikte unterhalb der Schwelle zum Krieg aussteuern sollte.²⁶ Jäckh sympathisierte mit Davies' missionarisch-edukativem Internationalismus: Er wollte die Society als elitäre Denkfabrik Expertenberichte anfertigen und forschungsbasierte Kampagnen für die Internationalismus-Agenda betreiben sehen.²⁷

In der New Commonwealth-Bewegung fand Jäckh seinen politischen Standpunkt im angespannten Politik- und Diskurszusammenhang der 1930er Jahre: Zum einen teilte er die Emphase, die der offizielle Beginn der internationalen Abrüstungskonferenz im Februar 1932 ausgelöst hatte, und wollte der internationalen Konfliktkontrolle einmal mehr zivilgesellschaftliche Resonanz verschaffen. Zum anderen hielt Jäckh dieses Programm für anschlussfähig, um die deutsche Forderung nach Revision der Versailler Nachkriegsordnung zu unterstützen und auf eine gleichberechtigte Einbeziehung Deutschlands in ein neues kollektives Sicherungssystem zu drängen.²⁸ Jäckhs Allianz mit der New Commonwealth-Bewegung verband sich daher mit einer klaren Definition von, aus seiner Sicht, legitimen deutschen Interessen auch nach dem Systemumbruch.

Seit der britischen Kriegserklärung an Deutschland am 3. September 1939 und besonders ab Mai 1940 spitzte sich für Jäckh die Lage zu, als die britische Regierung auf die Massenpanik vor einem deutschen Angriff auf England und vor nationalsozialistischen „fünften Kolonnen“ mit der ausgreifenden Internierung von enemy aliens reagierte und erst ab Sommer 1940 allmählich zu einer beschwichtigeren Haltung fand.²⁹ Unter diesen Bedingungen zog Jäckh 1940 mit einem Stipendium der Carnegie-Stiftung in die USA. An der New Yorker Columbia

²⁵ Vgl. The Times 3.11.1933. So auch Jäckhs Statement im Rahmen des zweiten Jahrestreffens des New Commonwealth Institute, vgl. The Second Annual Meeting, in: The New Commonwealth 6.3 (März 1935), S. 295f, hier S. 296.

²⁶ Vgl. David Davies: Letter to John Bull and Others, London 1932, bzw. ders.: Ein Weltgendarm? Briefe an John Bull, Michel und andere. Mit einem Geleitwort von Ernst Jäckh, Berlin 1932.

²⁷ Vgl. Ernst Jäckh: Internationale Luftmacht, in: The New Commonwealth 2/4 (1934), S. 5f. Vgl. zum Kontext Michael Pugh: Policing the World: Lord Davies and the Quest for Order in the 1930s, in: International Relations 16.1 (2002), S. 97–115.

²⁸ Vgl. Ernst Jäckh: Geleitwort, in: Davies, Weltgendarm, S. 9–12; ders.: Ideologisches zur Abrüstung, in: Zeitschrift für Politik 21 (1932), S. 784–794.

²⁹ Vgl. Wendy Webster: Enemies, Allies and Transnational Histories: Germans, Irish, and Italians in Second World War Britain, in: Twentieth Century British History 25.1 (2014), S. 63–86.

Universität erhielt er eine Gastprofessur für Internationale Beziehungen im Nahen Osten. Damit zeichnete sich bereits ab, was nach 1945, in der Inkubationsphase des frühen Kalten Krieges, noch einmal stärker gelten sollte, als Jäckh in die 1948 erfolgte Gründung des Near and Middle East Institute der New Yorker Columbia University involviert war, zu dessen Direktor er 1950 aufstieg: Jäckh gelang es, seinen liberalen Kulturimperialismus aus den Jahren des Ersten Weltkriegs unter den neuen Zeichen des Kalten Krieges in veränderter Form zu reaktivieren.

Dieser Weg vom Orientalisten um 1914 zum Experten für den sogenannten Mittleren Osten war durchaus lang. In der Rückschau erweist er sich als Paradestück liberaler „adaptability“: Vor und nach dem Ersten Weltkrieg war Jäckh tief im kaiserzeitlichen Orientalismus und Philoturkismus unter liberalen Imperialisten und Militärs verwurzelt.³⁰ Als Gründer einer Deutsch-Türkischen Vereinigung hatte sich Jäckh von einer langfristig germanisierten Türkei die Chance auf eine kleinasiatische Kolonie für das Deutsche Reich versprochen. Auch hoffte er auf eine „Modernisierung“ der seit der jungtürkischen Revolution „neuen“ Türkei, die kultur- und wirtschaftspolitisch eng an Deutschland angebunden werden sollte.³¹ Den Kriegseintritt des Osmanischen Reichs an der Seite Deutschlands hatte Jäckh als Chance begriffen, mit der Orientpolitik der Ententemächte zu konkurrieren.³² Und schon damals brachte sich Jäckh als Türkeiexperte für die deutsche Außenpolitik in Stellung.³³ Dazu suchte er den Schulterchluss mit den nicht annexionistischen, „friedlichen Imperialisten“ im Umfeld des Nachrichtenbüros des Reichsmarineamtes, das die deutsche Auslandspropaganda verantwortete. Als die Ententemächte nach dem Waffenstillstand im Oktober 1918 deutsches Militär aus dem Gebiet des Osmanischen Reichs zum Abzug zwangen und die diplomatischen Kontakte kappten, war Jäckhs Orientemphase zunächst ganz in den Hintergrund geraten.

³⁰ Ernst Jäckh: *Der aufsteigende Halbmond*, Stuttgart und Berlin 1908 u.ö.; ders.: *Deutschland im Orient nach dem Balkankrieg*, München 1913. Das zeitgenössische Echo auf Jäckhs Schriften blieb eher verhalten, vgl. z.B. G. Herlts Rezension in *Weltwirtschaftliches Archiv*, 7 (1916), S. 201f.

³¹ Vgl. Jäckh, *Deutschland im Orient*, S. 148–59; vgl. mit ähnlichem Tenor der Orientalist und Hochschulmitbegründer Carl Heinrich Becker, *Die Welt des Islams* 3.2 (1915), S. 101–120.

³² Vgl. auch Jäckh, *Deutschland im Orient*, S. 40 u.ö; vgl. auch *The Washington Post*, 2. Juli 1915, 3 (New Blow at Britain: Germans Building Railways for Invasion of Egypt).

³³ Dabei spricht Einiges dafür, dass Jäckh Dichte und Bedeutung seiner Türkeikontakte dramatisch überwertete. Vgl. aber Ernst Jäckh: *Der Goldene Pflug. Lebensernte eines Weltbürgers*, Stuttgart 1954, S. 125.

Zudem war er in den 1920er Jahren zum ethnisch aggressiven Kemalismus auf Distanz gegangen.³⁴

Im US-amerikanischen Exil während der 1940er Jahre galten aber andere Regeln; jetzt war Jäckhs Türkei-Expertise gesucht. Denn die als „Middle East“ bezeichnete Region, vor 1945 anders als Südamerika oder Asien wenig beachtet, rückte jetzt in den Fokus der US-Außenpolitik: Die USA registrierten, dass die erodierenden westlichen Empires zahlreiche Staaten in die Unabhängigkeit entließen, während sich dort neue politische Erwartungen teils auf die USA, teils auf die neu entstehenden Nationalismen in der Region richteten. Im Rahmen des antisowjetischen containment und aus massivem Interesse an der ressourcenreichen Region wollten die USA nun maximale Stabilisierungspolitik betreiben. Dafür verfügten sie aber noch nicht über eine entsprechende Politik-Expertise. Für die Etablierung von Cold War Area Studies in den ausgehenden 40er und frühen 50er Jahren brauchte man Personal wie Jäckh, um die Middle East Studies zu konzeptionalisieren und zu institutionalisieren.³⁵

So dachte nicht nur die US-Regierung; in dieser Absicht traten nun auch die großen amerikanischen Stiftungen auf, zu denen Jäckh Kontakt gehalten hatte. Als die Columbia University neben Princeton, der John Hopkins University und der University of Michigan zu den ersten akademischen Stützpunkten der neuen Middle East Studies ausgebaut wurde, war Jäckh zur Stelle. Dazu griff er vor allem die Modernisierungsperspektive seiner amerikanischen Kollegen und deren Interesse an der vermeintlichen Kommunismus-Anfälligkeit des Nahen und Mittleren Ostens auf.³⁶

(3) Aussparungen: Jäckh in der jungen Bundesrepublik in den 1950er Jahren

Jäckhs Rückkehr nach Deutschland Anfang der 1950er Jahre fiel nicht besonders fulminant aus. Er entschloss sich nicht zur Remigration, sondern kehrte nur sporadisch zurück. In den intellektuellen und politischen Orientierungsdebatten Westdeutschlands trat er nur gele-

³⁴ Vgl. Ernst Jäckh: Die Türkei und Deutschland, in: Mitteilungen der Deutsch-Türkischen Vereinigung 2/7 (Febr. 1919), S. 1–3, hier S. 3, zit. nach Sabine Mangold-Will: Begrenzte Freundschaft: Deutschland und die Türkei 1918–1933, Göttingen 2013, S. 259–264.

³⁵ Vgl. Matthew F. Jacobs: Imagining the Middle East. The Building of an American Foreign Policy, 1918–1967, Chapel Hill 2011, u. a. S. 28f; Bruce Cumings, Boundary Displacement: Area Studies and International Studies During and After the Cold War, in: Christopher Simpson (Hg.): Universities and Empire: Money and Politics in the Social Sciences During the Cold War, New York 1998, S. 159–188.

³⁶ Ernst Jäckh (Hg.): Background of the Middle East, Ithaca 1952.

gentlich öffentlich in Erscheinung. Bemerkenswert erwies sich an diesen Voten weniger ihre breite Rezeption. Eher stehen sie für Jäckhs angestrebten Versuch, eine zentrale Rolle als „Mittler“³⁷ und Visionär zu reklamieren, die bestenfalls eindringlich genannt werden kann.

Bei der sogenannten Neugründung der Berliner Hochschule für Politik 1948/49 – und noch, als man diese Gründung 1959 als Otto-Suhr-Institut in die Freie Universität Berlin integrierte – spielte der Nestor der Weimarer Hochschule keine zentrale Rolle. Seine ambivalente Funktion als letzter Hochschuldirektor vor der „Gleichschaltung“ schien der jetzt Westberliner Neukonzeption nicht zuträglich.³⁸ Andere (R-)Emigranten wie namentlich Ernst Fraenkel gewannen, sobald sie zur neuen Hochschule stießen, rasch Profil. Nicht so Jäckh. Im neuen Gründerkreis der Nachkriegs-Hochschule von 1948/9 blieben die ehemaligen sozialdemokratischen Widerstandskämpfer um Otto Suhr unter sich.³⁹

Symptomatisch für den öffentlichen Diskurs der späten 1940er und 50er Jahre in der Bundesrepublik war das Institutsnarrativ der Berliner Neugründung nicht mit der Frage nach der Erosion des Liberalismus an der Hochschule um 1933 befasst. Zu dieser Leerstelle trug auch Jäckh bei. Denn er wiederholte nur beharrlich die Widerstandserzählung, zu der er die Szene seiner Begegnung mit Hitler ausbaute. Daneben arbeitete er an einer Kontinuitätsfiktion, in der Weltkrieg, Holocaust, Kalter Krieg und die Teilung Deutschlands nicht vorkamen. Der Nationalsozialismus im Gehege der Hochschule wurde auf einige wenige Verräterfiguren wie den Russlandexperten Otto Hoetzsch oder den Juristen Fritz Berber externalisiert.⁴⁰

1954 veröffentlichte Jäckh, ein Jahr vor seinem achtzigsten Geburtstag, fast 500 eng beschriebene Seiten Memoiren. Darin bastelte er mit bisweilen gewagter Metaphorik daran, sich unter anderem als „Zivil-Apostel“ zu stilisieren. In seinen Netzwerken, die Diplomatie, Parteien, Religionen und Kontinente verbunden hätten, sah er sich als ständigen Motor und Initiator, absichtsvoll frei weil staatsfern und damit, so schien gemeint, politisch stets inte-

³⁷ Vgl. Jäckh, *Der Goldene Pflug*, S. 12.

³⁸ Zu einem Eröffnungsvortrag hatte man Heuss eingeladen, der zu den Menschenrechten in der politischen Bildung sprach, vgl. Theodor Heuss: *Erzieher zur Demokratie, Briefe 1945–1949*, hg. und bearb. von Ernst Wolfgang Becker, München 2007, S. 461.

³⁹ Vgl. Gerhard Göhler / Hubertus Buchtein: *Deutsche Hochschule für Politik/Otto-Suhr-Institut/Fachbereich Politische Wissenschaft. Die ersten fünfzehn Jahre*, in: Karol Kubicki / Siegwald Lönnendonker (Hg.): *Gesellschaftswissenschaften an der freien Universität Berlin*, Göttingen 2013, S. 101–114.

⁴⁰ Vgl. Ernst Jäckh: *Die ‚alte‘ Hochschule für Politik 1920–1933*, in: ders. / Otto Suhr: *Geschichte der Deutschen Hochschule für Politik*, Berlin 1952 (Schriftenreihe der Deutschen Hochschule für Politik Berlin), S. 5–32, hier S. 16.

ger.⁴¹ Zivilität feierte Jäckh als eine systemindifferente Tugend, seine „geistige und politische Freiheit“.⁴² Jetzt äußerte er sich bekenntnishaft: „Demokratie“ erschien ihm „fundamental identisch“ mit „Politik“ und „Religion“, galt als „Selbstverständliches“, als optimale Anerkennung von Pluralität und „Menschenrechten“, die „übernational“ gültig seien.⁴³ Mit dem NS konkret setzte er sich unterdessen ebensowenig auseinander wie mit der jüngsten deutschen Nachkriegsgeschichte: Deutschland nach 1945 kam gelegentlich als „gevierteilte Kolonie“ in den Blick. Das Deutschland seiner Tage erlebte Jäckh kurz gesagt als Verfassungsstaat mit „wiedergewonnener Souveränität.“⁴⁴ Daneben verwandte Jäckh wenig Energie darauf, rückblickend noch einmal nach den Gründen für Weimars Scheitern an seinen antidemokratischen Feinden und nach dem Problem definitorischer Grauzonen zu fragen, in die auch er sich zuletzt an der Hochschule begeben hatte.

Auf der Suche nach der liberalen Substanz – ein vorläufiges Fazit

In Jäckhs Erinnerungen und politischen Schriften ist die Schlüsselbegegnung mit Hitler fast zu einem etwas platten Showdown zwischen dem aufrechten Liberalen und dem Inbegriff des extremen Antiliberalismus verkommen.⁴⁵ Diese Farce hat Jäckh bis zum Ende nie substanzuell neu bewertet. Faktisch stand Jäckh bis 1933, Symptom eines liberal-halbgaren Vernunftrepublikanismus, insbesondere an der Berliner Hochschule für Politik für eine kompliziertere, prekärere Haltung gegenüber den antiliberalen Vorstößen der Nationalkonservativen. Seine kulturimperialistische Neigung ließ ihn durchaus über flexible Arrangements mit der politischen Rechten nachdenken. Jäckhs Wissenschaftsinternationalismus blieb auf die gleichberechtigte Wiedereinbeziehung Deutschlands in die Internationale der Wissenschaftler und die internationale Politik fixiert. Das an sich machte Jäckh nicht automatisch weniger liberal. Es reduzierte sein Programm aber auf den Revisionismus, dem gegenüber die Frage nach den womöglich liberalen Rahmendaten deutscher Politik höchstens latent blieb.

⁴¹ Vgl. Jäckh, *Der Goldene Pflug*, S. 8–9, 80, 84, 173ff. Jäckhs Schreibstil erscheint einigermaßen undurchdringlich. Die Kapitel mischen Aphorismen, Episodenhaftes, Sammlungen von Jäckh-Elogen und eine eher verquast und haltlos wirkende Metaphysik. Klare politische Positionierungen kommen kaum zustande. Es dominieren assoziative, a-historische Perspektiven.

⁴² Vgl. Jäckh, *Der Goldene Pflug*, S. 9.

⁴³ Vgl. Jäckh, ebd., S. 52, 84, 95.

⁴⁴ Vgl. ebd., S. 64.

⁴⁵ Vgl. Ernst Jäckh: *The War for a Man's Soul*, New York 1943, S. 63.

Etwas anders stand es um Jäckhs transatlantische Netzwerke: Zwar hoffte Jäckh auch hier, die Stiftungskontakte in Prestige- und Terraingewinne für seine völkerbundpolitische Agenda umzumünzen. Der Wissenschaftsinternationalismus behielt aber eine darüber hinausreichende liberale Signatur: hochgradig anknüpfungsfähig an den progressiven Szientismus der US-amerikanischen Philanthropen, zielte Jäckh darauf ab, mit der „Politik als Wissenschaft“ auch einer friedlichen Nachkriegsordnung zuzuarbeiten. Umgekehrt: In der Direktbeziehung mit dem NS 1933 entstand kaum der Eindruck, dass Jäckh über ein einschlägig „liberales“ framing dieser Agenda nachdachte.

Die Exiljahre erwiesen sich vor diesem Hintergrund als wichtige transformative Phase: In London dominierte noch das revisionistische Interesse, in New York allerdings konnte Jäckh zum Middle East-Experten nur werden, wenn er das konsensliberale Credo der US-Administration nicht torpedierte. Seine Stipvisiten in der Bundesrepublik der 1950er Jahre nutzte Jäckh jendefalls nicht vordringlich dafür, seine Position ausdrücklich liberal zu nordnen. Aus der unmittelbaren Anschauung der britischen und amerikanischen Demokratien, die anders als Deutschland durch die Schmelzphase der Extreme hindurchgekommen waren, destillierte Jäckh – anders als Remigranten wie Ernst Fraenkel oder selbst Arnold Bergsträsser – wenig Konkretes heraus, was ihn neu mit der Bundesrepublik hätte verbinden können.

Am Ende mag darin die eigentliche Symptomatik von Jäckhs politischer Biographie als Teil einer Beziehungsgeschichte zwischen deutschem Liberalismus und NS im 20. Jahrhundert liegen: Sie bleibt schillernd, von Widersprüchen und Gegenläufigkeiten geprägt, erweist sich als Serie wechselnder Adaptabilitäten. Ein „liberaler“ Bekenntniskern scheint im Umfeld von Jäckhs transatlantischem Wissenschaftsinternationalismus vor 1933 und besonders seit dem Exil als Erkenntnisstation durch. Aber Jäckhs Abgrenzungen gegenüber dem Antiliberalismus bleiben im Kontext einer noch ganz unaufgearbeiteten Beziehung des liberalen Exilanten zu NS und Holocaust im Westdeutschland der 1950er Jahre völlig verschwommen.

ZITATION:

Helke Rausch: Liberalismus und Nationalsozialismus bei Ernst Jäckh – liberaler Phoenix, Grenzgänger und atlantischer „Zivil-Apostel“, in: Heuss-Forum, Theodor-Heuss-Kolloquium 2017, URL: www.stiftung-heuss-haus.de/heuss-forum/thk2017-rausch.